



Arbeitsleid und radikale Emanzipation

Überlegungen im Anschluss an Wolfgang Hiens Buch »Die Arbeit des Körpers« – von Slave Cubela*

In: *express* 11 2019

In der Welt der radikalen Linken Deutschlands geht es gegenwärtig drunter und drüber. Das Erstarken der radikalen Rechten, der drohende Klimakollaps, Genderfragen, die verschiedenen Zeichen einer erlahmenden Akkumulationsdynamik des Kapitals, die Diskussion um eine neue Klassenpolitik, die Probleme der sog. Dritten Welt (Stichwort »imperiale Lebensweise«), die eigene gesellschaftliche Marginalisierung – das alles ist nur ein kurzer Abriss verschiedener Problemfelder, auf denen sich die radikale Linke tummelt. Da wundert es nicht, wenn die Rezeption von Wolfgang Hiens Buch »Die Arbeit des Körpers« (siehe die Rezension in *express* 11/2018) gewohnheitsmäßig abläuft. Hier und da ein paar Rezensionen, dort ein Interview bzw. Text, Buchvorstellungen mit Anwesenheit des Autors und schon bald wird »Die Arbeit des Körpers« ein linkes Buch neben vielen sein. Warum auch sollte es anders sein, warum sollte ein Buch, das die körperlichen und psychischen Folgen kapitalistischer Lohnarbeit in Deutschland und Österreich historisch nachzeichnet, von größerem Interesse sein? Schließlich ist die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital keine Neuigkeit und scheinbar nur eins von vielen Problemen der Gegenwart. Die folgenden Überlegungen sind zwar »work in progress«, der un abgeschlossene Charakter derselben soll die gemeinsame Stoßrichtung dieser Überlegungen aber nicht verdecken. Kurz gesagt: Indem Hien das anhaltende und immense Arbeitsleid vieler LohnarbeiterInnen aus jenem Halbdunkel zwischen arbeitswissenschaftlicher Erhellung und gesellschaftlicher Problem-Relativierung bzw. -Verdunkelung herausreißt, bietet uns sein Buch weit mehr als eine empirisch gesättigte Sozialgeschichte des Arbeitsleids. Wenn wir die reflexive und praktische Bedeutung des Arbeitsleids für die Praxis der radikalen Linken etwas genauer durchdenken, wird deutlich, was Hiens Buch tatsächlich ist: die großartige Möglichkeit einer Re-Fundierung radikaler Emanzipationspraxen.

Idealistische Ignoranz

Ein erster Beleg für diese These findet sich, wenn wir uns den reflexiven Ursprüngen der radikalen Linken zuwenden. Dabei muss man wissen, dass die Philosophiegeschichte seit der Antike von der Unterscheidung zwischen Praxis und Poiesis gekennzeichnet war und ist: Fast alle großen Denker unterscheiden die menschlichen Tätigkeiten seitdem dahingehend, ob sie ihren Zweck in sich selbst finden, also selbstbestimmungsfähig sind, oder nicht. Zur Poiesis zählt dabei die produzierende, herstellende Arbeit und das impliziert neben anderem zweierlei: Zum einen erkennen die Philosophen hiermit auf versteckte Art und Weise das Arbeitsleid an, was nicht verwundert, wenn wir uns in Erinnerung rufen, dass z.B. die herstellende Arbeit in der Antike weit überwiegend Sklavenarbeit war. Zum anderen wiederum wenden sie sich damit von der produzierenden Arbeit ab, indem sie deren Leid für notwendig und unabänderlich

erklären. Das Ergebnis ist eine Marginalisierung der Arbeit in der Philosophiegeschichte und die Dominanz idealistischen Denkens. Denn als höchste Form der Tätigkeiten, die ihren Zweck in sich hat, gilt den meisten Philosophen das Geistige in seinen verschiedenen Schattierungen. Auch der Materialismus konnte mit der menschlichen Arbeit über Jahrhunderte nichts anfangen, vielmehr blieb er kontemplativ, d.h. wenn er der sinnlich-materiellen Welt im Gegensatz zum Idealismus einen emanzipativen Stellenwert zusprach, dann als Ort des Genusses und der Sinnlichkeit. Erst Marx' Doppel-Kritik des Idealismus wie auch des kontemplativen Materialismus markiert eine tiefe Zäsur. Wenn Marx das Leid der modernen LohnarbeiterInnen sieht, er zudem ein genauer Kenner der verschiedenen historischen Formen der Sklavenarbeit ist, so ignoriert er dieses Leid nicht, sondern er wendet sich ihm philosophisch zu. Und das meint bei ihm vor allem: Arbeit auch zum Zweck der eigenen Reproduktion muss keineswegs ein leidvoller Prozess bleiben, vielmehr sind leidvolle Arbeitsverhältnisse ein Kennzeichen der Vorgeschichte der Menschheit. In einer Zukunftsgesellschaft der Menschheit ist es sehr wohl denk- und gestaltbar, dass Arbeit ein Prozess der Erfüllung und Selbstverwirklichung wird. Vor diesem Hintergrund könnte man fragen: Steht der Kampf und die Überwindung aller Verhältnisse, die systemisch Arbeitsleid schaffen, nicht im Zentrum der Marxschen Kritik? Und inwiefern wird radikale Gesellschaftskritik wieder idealistisch, wenn sie dieses Zentrum aufgibt, wenn sie also z.B. als Herrschafts- oder Diskurskritik daherkommt, die die Kritik der praktischen und ideologischen Formen der herrschenden Diskurse nicht mit dem Arbeitsleid zu vermitteln sucht?

Notwendige Übel

Marx und der Marxismus sind nicht das Gleiche. Dass dies auch für den Umgang mit dem Arbeitsleid zutrifft, verdeutlicht ein Zitat von Harry Braverman. Als dieser gegen Anfang der 1970er Jahre seinen Klassiker »Die Arbeit im modernen Produktionsprozess« beendete, schrieb er im Vorwort: »Doch ist es eine seltsame Tatsache, dass die Marxisten in dieser Hinsicht wenig an dem Gebäude seiner Arbeit [der von Karl Marx, S.C.] hinzugefügt haben. Weder die Veränderungen in den Produktionsprozessen während dieses ganzen kapitalistischen und monopolkapitalistischen Jahrhunderts noch die Veränderungen in der Verteilung der Arbeitsbevölkerung auf Berufs- und Industriezweige sind seit dem Tode von Marx irgendeiner umfassenden marxistischen Analyse unterzogen worden.« (S. 17) Diese weitgehende reflexive Ignoranz gegenüber der Arbeit und damit auch dem Arbeitsleid – die, wie der italienische Operaismus zeigt, sehr wohl marxistische Ausnahmen kannte –, ist jedoch bei genauerer Betrachtung vielleicht gar nicht so seltsam, wie es Braverman schien. Lucio Colletti hat in seiner Studie »Bernstein und der Marxismus der Zweiten Internationale« schon für die Zeit um 1900 die Herausbildung eines »vereinfachten und naiven Begriffs der ›Ökonomie« unter anderem bei Bernstein und Plechanow konstatiert. Er schreibt über diesen Marxismus: »In dem Sinne von anderen ›Momenten‹ getrennt und selbst zu einem isolierten Faktor geworden, wird die sogenannte ökonomische Sphäre (...) jeglichen wirksamen historisch-sozialen Gehalts entleert und stattdessen als eine dem intersubjektiven Verkehr vorausgehende Sphäre dargestellt. Die soziale Produktion verwandelt sich in dieser Weise zur ›Produktionstechnik‹, das Objekt der politischen Ökonomie zum Objekt der Technologie.« (S. 28f.) Vor dem Hintergrund dieser »technologischen Geschichtsauffassung« (Colletti) überrascht auch das Fehlen marxistischer Analysen des Arbeitsprozesses, die Braverman konstatiert, nicht mehr. Warum hätte der orthodoxe Marxismus als gemeinsame Sprache der SozialdemokratInnen und BolschewistInnen dem Arbeitsprozess besondere Bedeutung beimessen sollen, wenn die Ökonomie dieses Marxismus einseitig von der technologischen Entwicklung determiniert wurde? War für diese MarxistInnen, die die Emanzipation verabsolutierend von der technologischen Produktivkraftentwicklung abhängig machten und die sich dabei auch für die entstehende wissenschaftliche Betriebsführung begeisterten, das Leid der ArbeiterInnen nicht lediglich eine notwendige Durchgangsstation auf dem Weg zur befreiten Gesellschaft? Und überhaupt: sind

Durchhalte-Narrative nicht ein wesentliches Kennzeichen des Arbeitsleides auch in bürgerlichen Industriegesellschaften – man denke nur an den »American Dream«, die Hoffnung, dass es »die eigenen Kinder mal besser haben«, den Traum vom eigenen Haus, den Glauben, dass man mit dem verdienten Geld »sich irgendwann selbständig machen wird« etc.?

Abschied vom Kerngeschäft

Gegen Ende der 1970er Jahre bekam Franz Steinkühler, damals Bezirksleiter des IG Metall-Bezirks Baden-Württemberg, ein Manuskript in die Hand, in dem der Industriepfarrer Paul Schobel neben eigenen Arbeits-Erfahrungsberichten auch einige Arbeiter des Daimler-Werkes in Untertürkheim dazu brachte, über ihre Arbeit dort zu berichten. Die Lektüre muss für Franz Steinkühler ein Schock gewesen sein, denn in dem Geleitwort, das er dem Buch »Dem Fließband ausgeliefert« beisteuerte, schreibt er bemerkenswert aufrichtig: »Als ich das Manuskript für das Buch zum ersten Mal las, drängte sich mir spontan die Frage auf: Ist das alles, was gewerkschaftliche Ziele und Kämpfe erreicht haben? Haben wir an den unmenschlichen Arbeitsbedingungen so wenig ändern können? Und gleichzeitig empfand ich den bekannten Zorn gegen jene, die seit Generationen mit Fleiß die Arbeit ›zerstückeln‹, die Menschen degradieren zu funktionierenden Rädchen, zu Bestandteilen der Maschine. Die Aussagen von Daimler-Kollegen: ›Wir sind lebenslänglich begraben‹ oder ›Die nur zum Daimler gegangen sind, sind alle früh gestorben; denn diese Arbeit gibt keine Grundlage zum Leben ab‹, die Paul Schobel gesammelt hat, beschreiben zwar eine subjektiv empfundene betriebliche Realität, geben aber doch tiefen Einblick in unsere Arbeitswelt.« (S. 150f.) Mit anderen Worten: nicht nur der Marxismus, auch die nicht-marxistische Arbeiterbewegung in einem entwickelten Sozialstaat wie der BRD beließ das Arbeitsleid in einem Halbdunkel, aus dem heraus es dann einen berühmten Bezirksleiter der IGM anspringen konnte. Zwar gab es in Deutschland die Debatten um eine Humanisierung der Arbeit, kam es zur Einführung der sog. Steinkühler-Pause und schließlich auch zum Kampf um eine 35-Stunden-Woche – aber letztlich galt nicht nur hier die weit überwiegende Zahl der Kämpfe der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert nicht dem unmittelbaren Arbeitsprozess. Entsprechend sind die meisten Erfolge der Arbeiterbewegung in jenem Zeitraum Erfolge außerhalb der Produktion: höhere Löhne, ein Mehr an Konsum, soziale Aufstiegserfolge durch Bildung, eine erhebliche Zahl an erkämpften politischen und sozialen Rechten und im Staatssozialismus das sog. Volkseigentum an den Produktionsmitteln. Das alles ist nicht wenig. Aber mit Blick auf das »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawm) muss man feststellen: Die Arbeiterbewegung des 20. Jahrhunderts hat ihren wichtigsten emanzipativen Kampf, nämlich den gegen die wissenschaftliche Betriebsführung, nur halbherzig geführt und folgerichtig haushoch verloren. Häufig wehrte sie entsprechende Bemühungen, wie der ex-ver.di-Chef Bsirske noch im Jahr 2019, bereits im Ansatz mit dem Ruf ab: »Wir sind keine Maschinenstürmer!« (FR, 4. Mai 2019) So integrierte die Arbeiterbewegung die ArbeiterInnen als KonsumentInnen, durch Bildungschancen und rechtliche Teilhabe in die bürgerliche Welt. Sie nahm dabei jedoch die Zurichtung erheblicher Teile ihrer eigenen Basis durch das Alltagsmahlwerk der Fabriken und Großraumbüros in Kauf. Und hier wird es spannend: Was sagt es eigentlich über das Innenleben einer Gewerkschaft aus, wenn wie im Falle Steinkühlers einer ihrer wichtigsten Protagonisten vom Ausmaß des Arbeitsleids dermaßen überrascht wird? Führten Arbeitsleid und die damit einhergehende Entfremdung von der eigenen Arbeit, die die meisten Gewerkschaften nur als Arbeitsschutz zum Thema machten, nicht auch zu einer Entfremdung von diesen Gewerkschaften? Ist diese innere Erosion nicht auch ein wichtiger Aspekt der ab den 1980er Jahren einsetzenden äußeren Erosion der großen Arbeiter-Staaten und Organisationen? Wenn dem so wäre, dann wäre dies eine bittere Ironie: Statt Grundlagen einer emanzipierten Zukunftsgesellschaft zu ermöglichen, hätte die unablässige Produktivkraftentwicklung qua Arbeitsleid die Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert zerstört.

Zivilisierung?

Ein aktuelles Beispiel dafür, wie man zielsicher an Hiens wichtigen Impulsen vorbei gehen, ja wie man ihn sogar unnötigerweise ins Lächerliche ziehen kann, ist Rudolf Walthers Umgang mit Hien in seiner Rezension des Hans-Jürgen Urban-Buches »Gute Arbeit in der Transformation« (*express* 10/2019). Statt wie Hien »verbal-radikal«, unter Zuhilfenahme von fragwürdigen Autoren wie Theweleit oder Butler sowie einer »Armee aus leb-und fleischlosen Zinnsoldaten« dem Arbeitsleid mit »anachronistischen Verstaatlichungsrezepten und biederem altsozialistischen Illusionen und Beschwörungsformeln« zu begegnen, plädiert Walther mit Hilfe des nüchtern-analytischen Zugriffs des IG Metall-Vorstandes Hans Jürgen Urban dafür, sich auf die »Zivilisierung und Regulierung der kapitalistischen Markt- und Profitlogik« zu konzentrieren. Man muss sicher nicht jeder Überlegung oder Formulierung von Hien zustimmen, aber ihn so gegen die DGB-Profis auszuspielen, ist fragwürdig. Was sind die DGB-Profis tatsächlich wert, wenn die gleichen Profis in Urbans Buch ihre Machtlosigkeit offenlegen, etwa wenn Urban auf die in den letzten Jahren immens angestiegene Zahl von Burn-Out-Diagnosen hinweist oder darauf, dass in 80 Prozent der Betriebe die gesetzlich vorgeschriebene psychische Gefährdungsbeurteilung ganz unterbleibt? Was ist vom Ziel einer Zivilisierung des Kapitalismus zu halten, wenn die ILO in einer konservativen Schätzung davon ausgeht, dass im unscheinbaren Jahr 2015 313 Millionen Menschen auf ihrer Arbeit verunfallt sind und dabei 2,3 Millionen ArbeiterInnen starben?¹ Nur zum Vergleich: Im gleichen Jahr wies etwa eine Studie des australischen »Institute for Economics and Peace« darauf hin, dass im Jahr 2014 20.000 Menschen durch Terrorismus starben und 180.000 Menschen durch Kriege!² Und auch wenn die DGB-Gewerkschaften ohne Zweifel bemüht darum sind, Arbeitsleid, wo es ihnen sinnfällig entgegenkommt, wirksam zu begegnen, so überschreitet Hien den Reflexions-Horizont dieser Gewerkschaften bei Weitem, etwa wenn er fragt: Kann es sein, dass das Arbeitsleid vieler Menschen auch erklären hilft, warum der sog. Rechtspopulismus immer mehr Verbreitung findet und die AfD z.B. bei der Europa-Wahl 2019 unter Arbeitern zur stärksten Partei geworden ist?

Ich denke, dass Wolfgang Hien im *express* (8-9/2019) zumindest einen sehr interessanten Gedankenanstoß gab, als er schrieb: »Die Bändigung unserer inneren Natur, das ewige Sich-Zusammenreißen, die Erduldungen und Demütigungen, die wir vor allem im Arbeitsleben erfahren, verwandeln positive Lebensenergien in destruktive, zerstörerische und selbstzerstörerische Energien.« Und dass diese destruktiven Energien sich im Leben der betroffenen Individuen verschiedene Wege bahnen können, ist gerade bei männlichen Arbeitern sicher keine Seltenheit, man denke an Männlichkeits-Posen, autoritäre Verhärtungen der Persönlichkeit, Aggressivität, Alkoholismus und in Krisenzeiten schließlich die Anfälligkeit für faschistische Rollen und Programme.

Doch nicht nur die aktuelle gesellschaftliche Drift nach rechts hängt mit dem anhaltenden Arbeitsleid zusammen. Auch die Diskussion der gegenwärtigen Ökologieproblematik gewinnt an wichtigen Nuancen, wenn man sie in Beziehung zum Arbeitsleid vieler ArbeiterInnen setzt. Wenn nämlich Arbeit unser tätiges Verhältnis zur Natur ist, ist dann die leidinduzierte Entfremdung vieler Menschen von ihrer eigenen Arbeit von der gesellschaftlichen Natur-Entfremdung zu trennen, ja nicht sogar deren Voraussetzung? Hat unsere Gesellschaft nicht ungeheuer viel an Experten-Wissen in Sachen Naturmaterialien, Naturbearbeitung und Naturzusammenhängen verloren, als sie im 20. Jahrhundert althergebrachtes Erfahrungswissen von HandwerkerInnen und ArbeiterInnen durch eine zentrale wissenschaftliche Produktionssteuerung ersetzte? Und wie kann dieser Verlust kompensiert werden? Durch eine anhaltende, nun jedoch »grüne« wissenschaftliche Produktionssteuerung »von oben«? Oder doch vermittels einer ganzheitlichen Wiederaneignung der Produktion durch die produzierenden Individuen, also ein demokratisches Naturverhältnis »von unten«?

Am Leiden organisieren

»Schmerz zieht alle Energien an sich. Der Angst gleich, vereinnahmt Schmerz vollständig. So durchdringend, so quälend durchzieht der Schmerz den Körper, dass zwangsläufig alles in seinen Dienst gestellt wird. Alle anderen Bezüge der Person werden untergeordnet: Alle Interessen, alle Sehnsüchte, jede Hinwendung zu Themen oder Menschen verschwinden unter der Kraft der Schmerzen. Die individuellen Züge einer Person werden nach und nach unkenntlich.« (Carolin Emcke: Weil es sagbar ist, 2013, S. 49) Wenn wir diese Beschreibung der Publizistin Carolin Emcke zugrunde legen, dann liegt es nahe, dass kollektive Schmerzprozesse, wie sie Wolfgang Hien eindrucksvoll in seinem Artikel nachgezeichnet hat, eine Art soziales Gift darstellen. Denn wenn erhebliche Teile der Beschäftigten durch ihre Lohnarbeit Interessen, Sehnsüchte, Neugier und soziale Kontakte infolge ihrer körperlichen und psychischen Schmerzen einschränken müssen, dann kann dies für linke Emanzipationskämpfe nicht folgenlos bleiben. Denn diese Kämpfe treffen auf erstarrte und verhärtete Verhältnisse, in denen Individualisierung, psychische Paralysen, Konformität und Passivität gerade innerhalb der Lohnarbeiterschaft verbreitet sind. Gibt es ein Gegengift hierfür? Einen wichtigen Hinweis gibt erneut Emcke, wenn sie schreibt: »Wenn Opfer von Gewalt in ihrer Fähigkeit beschädigt würden, das erfahrene Leid zu beschreiben, wenn es keinen oder keine gab, der oder die für sie spräche, dann wäre die Sprachlosigkeit nicht nur ein hermeneutisches oder psychologisches Problem, sondern auch eines der Gerechtigkeit. Wenn Opfer von Gewalt das, was ihnen widerfahren war, nicht erzählen könnten, würden Diktatoren und Folterer obsiegen.« (Ebd., S. 17) Mit anderen Worten: Solange das Arbeitsleid im Halbdunkel verbleibt, solange viele Menschen auch aus sozialer Scham über ihr vermeintlich individuelles Scheitern nicht über das Arbeitsleid reden wollen, solange wird das soziale Gift des Arbeitsleids die Gesellschaft weiter kontaminieren und der Unmenschlichkeit ihre Zukunft sichern. Wolfgang Hien hat mit seinem Buch die Tür zu diesem Leid aufgerissen, er ergreift Wort für die vielen kleinen und großen Opfer des Arbeitsleids, das ist sein großes Verdienst. Eine radikale Linke müsste durch diese Tür nun hindurchgehen und im nächsten Schritt das oftmals zögerliche, leise Sprechen der Opfer durch Zuhören und Dialog verstärken helfen. Dafür gibt es bereits einige Ansätze. Im Organizing beispielsweise ist es das Ziel der sog. 1:1-Gespräche, durch offene Fragen an das Arbeitsleid der Menschen zu gelangen, um die verdrängte und kanalisierte Wut der Individuen über dieses, ihr Schicksal zur Mobilisierung zu nutzen. Im Gesundheitsmapping wird der eigene Körper direkt zum Ausgangspunkt kollektiver Reflexions- und Mobilisierungsprozesse, indem die Folgen des Arbeitsleids direkt an diesem nachverfolgt werden. Und noch ein letzter Gedanke: Gerade die Sorge-Kämpfe in Krankenhäusern, Pflege- und Betreuungseinrichtungen zeigen, dass das Thema Gesundheit in der Öffentlichkeit bestens geeignet ist, um Sympathie mit den Betroffenen herzustellen und gleichzeitig die dominierenden Strukturen und Akteure in die Defensive zu bringen. Vor diesem Hintergrund spricht viel dafür, dass die radikale Linke den Themen Arbeitsleid und Gesundheit endlich die Aufmerksamkeit gibt, die diese Themen verdienen. Die Arbeit des Körpers ist das entscheidende Tor zu einer anderen, besseren Welt.

* *Slave Cubela ist Mitarbeiter einer großen deutschen Gewerkschaft.*

Anmerkungen:

- 1 www.arbeit-und-arbeitsrecht.de/schlagzeilen/jaehrlich-23-millionen-tote-durch-arbeitsunfaelle-weltweit/2015/04/28 (3. November 2018)
- 2 www.spiegel.de/politik/ausland/friedens-index-europa-vorn-naher-osten-im-chaos-a-1039106.html (3. November 2018)

express im Netz unter: www.express-afp.info